

Familie nach dem Bild der göttlichen Dreieinigkeit

Predigt Ev. Kirchengemeinde Auerbach zum Sonntag Trinitatis am 31.05.2026, H.A. Willberg

„Gott schuf den Menschen in seinem Bilde, im Bilde Gottes schuf er ihn, männlich, weiblich schuf er sie“, (Gen 1,27). So übersetzt Martin Buber den bekannten Vers aus der Schöpfungsgeschichte. Im Rückschluss folgt daraus, dass unser Urbild, nach dessen Vorbild wir geschaffen sind, männlich und weiblich ist. Gott ist, auf menschliche Weise gedacht und gesprochen, ein weibliches und männliches Wir. Und da der christliche Glaube christlich heißt, weil seine Besonderheit darin besteht, dass er sich ganz und gar um den Christus dreht, und da der christliche Glaube den Christus Jesus mit Gottes *Sohn* gleichsetzt, in der Weise, dass dieser selbst der eine Gott und Schöpfer ist, der Mensch geworden ist, darum ist Gott, auf menschliche Weise gesprochen, auch Familie.

Es ist bemerkenswert, dass schon die Theologie der frühen Christenheit erhebliche Schwierigkeiten mit diesem Gottesbild hatte, und dass die Schwierigkeiten bis heute nicht aufgehört haben.

Das Problem entstand dadurch, dass es dem patriarchalischen Denken der Kirche, das von Beginn an dominierte und bis heute nicht zu dominieren aufgehört hat, unmöglich erschien, sich Gott weiblich vorzustellen. Gott musste einfach männlich sein, das ging gar nicht anders. Daraus wurde eine eigentlich skurrile Dreifaltigkeit. Die meisten Versuche im Lauf der Kirchengeschichte, eine bildlich symbolische Darstellung der Trinität schaffen, zeugen davon. Auf den ersten Blick sind es dort nur zwei Personen, Vater und Sohn. Der Heilige Geist ist schon auch dabei, aber das muss man wissen. Er schwebt dezent als Taube im Hintergrund. Ehrlich gesagt zeigen die unzähligen Bilder dieser Art durchaus keine Dreieinigkeit, sondern zwei männliche Götter zusammen mit einem nicht so ganz wichtigen Symbol, das nicht wirklich aus beiden eins werden lässt, zumal sich schon die frühe Kirche darauf festgelegt hat, dass der Heilige Geist so wie der menschliche Atem von den männlichen Hauptpersonen im Vordergrund ausgeht. Der Heilige Geist ist also auf die Atemtätigkeit dieser beiden Männer reduziert, menschlich gesprochen.

Gott der Vater ist der Höchste, Gott der Sohn ist ihm untertan und als Lohn dafür neben Gott den Vater erhöht, Gott der Heilige Geist ist der männliche Atem dieser beiden Männer und damit ohne Zweifel, wenn auch irgendwie darüber schwebend, unter den beiden und in ihrer Gewalt, keineswegs als der unsichtbare eine Gott selbst, sondern als Wirkung von Vater und Sohn.

Auf diese Weise kam die Kirche darüber hinweg, dass „Geist“ im Hebräischen wie im verwandten Syrischen ein weibliches Wort ist. Darum konnte aber auch in der syrischen Kirche eine Trinitätsvorstellung entstehen, die den menschlich gesprochen weiblichen Charakter des Heiligen Geistes aufnahm und dadurch auch imstande war, die drei Personen der einen Gottheit wirklich als gleichwertige Einheit zu denken. Das hat sich im schönen Symbolbegriff der so genannten „Perichorese“ niedergeschlagen und erhalten, was „gegenseitige Durchdringung“ heißt. Die gotische Baukunst hat das Symbol auf sehr schöne Weise in der Rundfensterform des „Dreischneuß“ bildlich zum Ausdruck gebracht. Das Rundfenster ist besteht aus drei Teilen, die genau gleich aussehen, ihrer Form nach als Personen angedeutet, die sich dynamisch ineinander zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügen.

Vielleicht darf man es dem Humor des Heiligen Geistes zuschreiben, dass er beziehungsweise eigentlich sie doch einen Weg gefunden hat, die vom männlichen Klerus nicht zugelassene Weiblichkeit im christlichen Gottesbild wenigstens ein Stück weit zu rehabilitieren, oder besser gesagt: es zuzulassen, indem der Klerus Maria vergöttlichte. Dass dies wohl unbewusst tatsächlich eine Kompensation der fehlenden Mütterlichkeit im Bild der Dreifaltigkeit war, legt sich zum Beispiel eindrücklich durch einen spätmittelalterlichen Marienaltar in der Klosterkirche von Alpirsbach nahe. Maria thront hier völlig ebenbürtig in der Mitte zwischen Vater und Sohn. Auch die Taube ist wieder dabei, aber sie hat sich um Heiligenschein der Mutter Gottes gewandelt.

Womöglich hat der Protestantismus einen längeren Weg zu einem perichoretischen Trinitätsverständnis vor sich, das auch die Urbildlichkeit der Einheit von Weiblichkeit und Männlichkeit beinhaltet, als der Katholizismus, weil die dort herausgehobene Bedeutung Marias das schon angebahnt hat, wenn man es theologisch so will. Es gibt auch namhafte katholische Theologen, die in diese Richtung argumentieren. Die reformatorische Theologie hat seinerzeit den Patriarchalismus eher gestärkt statt endlich überwunden und seine starke Fokussierung auf den Sohn so weit getrieben, dass sogar der Vater in den Hintergrund trat und der Heilige Geist erst recht. Darum ist auch die evangelische Trinitätstheologie nie recht in Gang gekommen. Die ökumenisch wahrgenommene Notwendigkeit einer ganzheitlichen Theologie, in der das Weibliche nicht zu kurz kommt, kann helfen, dass ein gemeinsamer Weg daraus wird.

Augustinus hat die schöne Formel „Ubi amor ibi trinitas“ geprägt: „Wo Liebe ist, da ist Dreieinigkeit“. Das betrifft nicht nur die Liebe zu den andern, sondern auch die Selbstliebe und das Selbstvertrauen des Individuums. Ich als Mensch stehe in einer Beziehung zu mir als Mensch. Wenn ich mich selbst ehrlich liebe, dann bin ich eins mit mir. Nichts anderes als die Liebe schafft die Einigkeit. Ich als Subjekt liebe mich als Objekt. Das ist wechselseitige Liebe, weil mein Selbst nicht nur meine Liebe empfängt, sondern ihr auch Resonanz gibt, so wie auch auf die empfangene Liebe anderer. Wenn mein Selbst nicht empfangsbereit für meine Liebe ist, weil es sich durch meine eigene Lieblosigkeit und die Lieblosigkeit anderer verschlossen hat, fällt es mir schwer, mich selbst zu lieben und ich brauche viel Geduld

dafür. Wenn mein Selbst aber ganz auf die Liebe eingestimmt ist, fällt es mir sehr leicht. Ich als Subjekt bin in dieser Beziehung mehr der Gebende, mein Selbst mehr das Empfangende. Die Liebe bewirkt das Geben und Empfangen und eint uns dadurch.

Genau dasselbe trinitarische Prinzip strukturiert auch die Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn, wenn wir vom Abbild auf das Urbild zurückschließen. Der Vater ist mehr der Gebende, der Sohn ist mehr der Empfangende. Schwerpunkt der Väterlichkeit ist prinzipiell das Geben, Schwerpunkt der Kindlichkeit das Empfangen. Aber es ist die Liebe, die beides bewirkt. In Liebe gibt der Vater, in Liebe empfängt das Kind, aber in Liebe gibt das Kind auch Resonanz, die der Vater in Liebe empfängt. Nun ist aber Gott selbst die Liebe, wie es im ersten Johannesbrief heißt. Der Vater ist Vater in der Liebe und durch die Liebe, und genauso auch das Kind. Die Liebe eint Kind und Vater ganz und gar, sodass Jesus im Johannesevangelium sagen kann: „Ich und der Vater sind eins“ und „Wer mich sieht, der sieht den Vater“. Der Heilige Geist ist der Geist der Liebe. Im Heiligen Geist und durch den Heiligen Geist sind Vater und Sohn eins.

Das als Mensch inkarnierte Gotteskind Jesus war ein Mann. Anatomisch konnte es nur ein Mann oder eine Frau werden. Aber schon die Evangelien malen ihr Jesusbild mit größtenteils femininer Färbung. Der fürsorgliche Jesus hat sehr viel Mütterliches. Sofern wir perichoretisch denken und konsequent mit dem Heiligen Geist die Mütterlichkeit Gottes in die Dreieinigkeit Gottes hineinnehmen, dann wird die Einheit erst vollkommen, wenn wird die göttliche Kindlichkeit nicht geschlechtlich festlegen. Perichoretisch im Sinn jenes Verses aus der Schöpfungsgeschichte formuliert sprechen wir am besten von der göttlichen Väterlichkeit, Mütterlichkeit und Kindlichkeit und verstehen die drei Personen der Trinität als die drei Dimensionen des einen Gottes, der die Liebe ist.

Kennzeichnend für Mütterlichkeit ist beides gleichermaßen: das Geben und das Empfangen. Von der Väterlichkeit empfängt die Mütterlichkeit schwerpunktmäßig, der Kindlichkeit gibt sie schwerpunktmäßig. Ersteres darf ich behaupten, weil das väterliche Prinzip der Liebe der ursprünglich göttliche *Wille* ist: „Vater“, betet Jesus, „dein Wille soll geschehen.“ So spricht auch der Heilige Geist als die mütterliche Liebe selbst. Der Vater gebietet zu lieben, er gebietet es dem Sohn und mit ihm allen Menschen. Er gebietet es nicht der Liebe, weil ihr nichts geboten werden kann, aber er schenkt der Liebe um der Liebe willen das Gebot, damit die Menschen der Liebe gehorchen. So empfängt die mütterliche Liebe Gottes von der schützenden, stärkenden und motivierenden Väterlichkeit. Gleichermäßen gibt die Mutter aber auch ihrem Kind leibhaftige Geborgenheit, Anerkennung, Ermutigung und Trost, besonders dann, wenn es um der Liebe willen viel Leid erdulden muss.

Patriarchalische Familienmodelle, wie sie von konservativen Theologen auch mit trinitätstheologischen Argumenten vertreten werden, sind nicht perichoretisch, sondern sie ordnen traditionsgemäß die Kindlichkeit als Sohnschaft der Väterlichkeit unter, während die Tochterschaft gar nicht erst zur Sprache kommt, sondern im Magdcharakter der Mütterlichkeit aufgeht, die aber nicht dem Heiligen Geist zuerkannt wird, weil das Weibliche per se als minderwertig gilt. Nur Maria ist da herausgehoben, aber Maria ist theologisch aller weiblichen Sinnlichkeit und Geschlechtlichkeit beraubt engelhaft geworden, nicht mehr wirklich menschlich und nicht mehr wirklich Frau, wenn auch die Kunst kaum anders konnte, als sich sie als wunderschöne Frau vorzustellen. Gott sei Dank, möchte ich sagen.

Christlich ergibt sich das Grundmodell einer Familiengemeinschaft nach dem Bild Gottes nicht aus der patriarchalischen Tradition, sondern aus der perichoretischen Liebe. Auch dazu haben wir eine schöne Formel von Augustin: „Liebe und tue, was du willst“. Augustin selbst hat das leider schrecklich patriarchalisch interpretiert. Darin wurzelt die dogmatische Rechtfertigung, selbst brutale Gewalt als Liebe auszugeben. Das setzt sich heute wieder in schrecklichem Ausmaß durch. Aber glauben müssen wir nicht an einen solchen Männergott.

Das dürfen wir glauben, nicht als ideologische Feministen, sondern weil wir die Bibel gewissenhaft studieren und uns darum bemühen, logisch zu denken: Gott ist in gar keiner Weise das hierarchische System mit dem Mann als Oberhaupt und Frau und Kindern als Untertanen. Gott ist die Liebe und überall, wo geliebt wird und Herzensresonanz der Liebe waltet, entstehen perichoretische trinitarische Strukturen nach dem Urbild der Liebe und damit auch nach dem Willen und Gebot des himmlischen Vaters.

Und daran gibt es keinen Zweifel: Die Liebe geht ihre eigenen liebevollen Wege und schafft sich höchst kreativ immer neue Formen ihrer Selbstverwirklichung. Für neue Formen familärer Lebensgemeinschaft gibt es nur dies eine legitime Kriterium der Beurteilung: Ob sie aus der Liebe kommen und der Liebe dienen oder nicht.

Amen